

Ausbeutung oder Respektlosigkeit?

Eine postoperaistische Kritik am Klassismus-Diskurs¹

Martin Birkner

Bis in die 1960er Jahre stand in der vom Marxismus beeinflussten kritischen Sozialwissenschaft der Klassenbegriff im Zentrum. Als Widerspruch zwischen Lohnarbeit und Kapital bildete er den Dreh- und Angelpunkt in der Politik linker Parteien und Gewerkschaften. Die Schattenseite dieser Konstellation war, dass andere gesellschaftliche Widersprüche als nebensächlich abgetan oder als sich selbst im Zuge einer sozialistischen Revolution auflösend verstanden wurden. Erst die antikolonialen Bewegungen sowie jene von und nach 1968 brachten weitere Antagonismen und Herrschaftsformen an die Oberfläche der gesellschaftlichen Auseinandersetzung: Die Auflehnung gegen Rassismus und Frauenunterdrückung, die Kämpfe von Lesben, Schwulen und Transgendern gegen Diskriminierung und die Widerstände gegen die Zerstörung der Natur zeigten die Vielschichtigkeit von Unterdrückungs- und Ausbeutungsverhältnissen in der kapitalistischen Gesellschaft auf. Auch im Denken des Klassenwiderspruchs wurde die starre Dichotomie von Proletariat versus Kapital durch die verstärkte Thematisierung der „Zwischenklassen“, wie etwa von TechnikerInnen und Angestellten, sowie Aspekte der internationalen, rassistischen und geschlechtlichen Arbeitsteilung infrage gestellt. Zwar nahm die bürgerliche Sozialwissenschaft diese Debatten auf, koppelte diese aber mittels Schicht- oder Milieutheorien von linken Theorieansätzen ab. Die Überwindung von Herrschaftsbeziehungen und eine damit einher gehende Transformation der Gesellschaft war nicht Teil des so konstituierten Erkenntnisinteresses.

Mit der Diskussion über die Prekarisierung von Lebens- und Arbeitsverhältnissen und die Wiederkehr der sozialen Frage im Zuge der globalen Protestbewegungen seit den 2000er Jahren feierte auch die Klassentheorie eine, wenngleich auch bescheidene, Renaissance (vgl. Diettrich 1999, jour fixe initiative 2006, Roth 1996, Thien 2011). Theorien der postfordistischen Arbeitsteilung, das Konzept des „Prekariats“ oder auch die Analyse immaterieller und affektiver Arbeit und ihrer Rolle in der Neuzusammensetzung gesellschaftlicher Arbeit fanden ab Ende der 1990er wieder stärkeren Anklang – sowohl in den sozialen Bewegungen selbst als auch an den Universitäten (vgl. Lazzarato et al. 1998, Hardt/Negri 2000, Marazzi 1998). Im Zuge dieser Entwicklung ist auch der Begriff des „Klassismus“ aus dem angloamerikanischen Raum zu uns gekommen. Wie viele andere Konzepte und politische Handlungsvorschläge (ich denke zum Beispiel an die *Critical Whiteness Studies*) hat dieser US-Import einerseits zu einem tieferen Verständnis gesellschaftlicher Verhältnisse beigetragen, andererseits aber auch gravierende Verkürzungen und politisch fragwürdige Umlenkungen des gesellschaftskritischen Blicks zur Folge gehabt.

Ich möchte im Folgenden die zentralen Aspekte, vor allem aber die Kritikpunkte am Klassismus-Ansatz kursorisch vorstellen (im Wesentlichen folge ich dabei Bewernitz 2010 und vor allem Baron 2014), um mich dann einer Perspektive zuzuwenden, die ich in Sachen Handreichung für eine linke politische Praxis für geeigneter halte.

Klassismus: Von der Bewegung zur Universität

Die Klassismus-Debatte nahm ihren Ursprung in Auseinandersetzungen innerhalb sozialer Bewegungen. Im konkreten Fall waren es proletarische lesbische Frauen in den USA, die sich gegen die Diskriminierung innerhalb feministischer Zusammenhänge zusammenschlossen. Ähnlich wie bei den bereits genannten *Critical Whiteness Studies* fand diese ursprünglich von politischen Aktivistinnen geführte Debatte zunehmend Eingang in akademische Zusammenhänge. „Klassismus“ verwandelte sich zum Forschungsobjekt, das – kanonisiert, weichgespült und mit wissenschaftlichen Weihen versehen – in weiterer Folge von den Hochschulen aus wiederum in politische Kontexte zurückwirkte. Die Durchsetzung von *Affirmative-Action*-Maßnahmen und antiklassistische Bildungsarbeit dominierten von nun an die Agenda, ebenso wie die oft selbstbezügliche Diskussion innerhalb der linksradikalen Szene. Klassenkampf, verstanden als „Kampf gegen das Klassifiziert-Werden“ (John Holloway) und als Auseinandersetzung, die sich selbst als wesentlich im Hinblick auf den Kapitalismus als Totalität² begriff und diese aufzusprengen trachtete, rückten zunehmend aus dem Fokus.

Stillschweigend verschob sich das Erkenntnisinteresse der Klassismus-Debatte weg von einer antikapitalistischen hin zu einer antidiskriminatorischen Position. Letztere verzichtet allerdings auf das Hinarbeiten auf eine grundsätzliche gesellschaftliche Transformation. Die Betonung kultureller und ideologischer Mechanismen des Klassismus ermöglicht zwar eine pointierte Kritik spezifischer Diskriminierungsformen aus sozioökonomischer Perspektive – der Verzicht auf die Einordnung dieser Diskriminierungen im Rahmen der kapitalistischen Totalität bricht der Kritik allerdings die Spitze. „Klassenkampf“ tritt dementsprechend in den Hintergrund, das Erkenntnisinteresse der Klassismus-Forschung nimmt ihren Ausgang nicht in den widerständigen Formen kollektiven Klassenhandelns, sondern in einer mehr oder weniger positivistischen Strukturanalyse des Ist-Zustands.

Das unterscheidet den Klassismus-Ansatz zunächst nicht von dem vieler anderer Klassentheorien. Auch sie nehmen ihren Ausgangspunkt in der objektiven Analyse eines gegebenen Zustands. Klassen werden als Gruppen von Menschen, die bestimmte Merkmale aufweisen, verstanden; ausgehend von diesen Merkmalen werden folglich jene sozialen Verhältnisse bestimmt, in denen die unterschiedlichen Klassen zueinander stehen. Traditionelle Klassentheorien fokussieren dabei auf die ausbeuterische Beziehung von (Lohn-) Arbeit und Kapital, im Denken des Klassismus rücken dagegen kulturelle und ideologische Formen von Unterdrückung und Diskriminierung ins Zentrum (vgl. Kemper/Weinbach 2009, Bewernitz 2010). In beiden Zugängen wird emanzipatorisches Klassenhandeln jedoch in eine reaktive Position gedrängt, kann also nur als Re-Aktion auf kritisierenswerte Zustände gedacht werden. Ich möchte gegenüber diesen beiden Herangehensweisen einen dritten Ansatz vorschlagen: Er speist sich aus dissidenten Zusammenhängen der ArbeiterInnenbewegung und rückt das kollektive Handeln von Klassensubjekten politisch wie epistemologisch in den Vordergrund.

Vom Klassenkampf aus denken

Mit Karl-Heinz Roth kann dieses kollektive Subjekt als „andere ArbeiterInnenbewegung“ bezeichnet werden (Roth 1976). Im Unterschied – und teilweise im Gegensatz – zur traditionellen ArbeiterInnenbewegung zeichnet sie sich durch autonome, direkte, oft temporäre Organisationsformen und durch kollektives Handeln in unmittelbarem Zusammen-

hang mit den jeweiligen Arbeitsverhältnissen und -bedingungen aus. Die entsprechenden theoretischen Perspektiven folgen diesen Organisations- und Kampfformen: Bei all ihren Differenzen sehen diese Theorien den Widerstand und die ihm innewohnenden Tendenzen zur Überwindung kapitalistischer Verhältnisse als Ausgangspunkt ihres theoretischen Zugriffs. Um mit Mario Tronti, einem der führenden Vertreter des italienischen Operaismus, zu sprechen: „Man kann nicht verstehen, was die Arbeiterklasse ist, wenn man nicht sieht, wie sie kämpft“ (ebd. 1974, 64). Auch der britische ArbeiterInnenhistoriker Edward P. Thompson (1987) sah in seiner bahnbrechenden Studie „Die Entstehung der englischen Arbeiterklasse“ das kollektive Handeln der ArbeiterInnen als wesentlichen Bestandteil ihres „Zur-Klasse-Werdens“. Und auch die französische Gruppe *Socialisme ou Barbarie*, in der unter anderem Cornelius Castoriadis und Claude Lefort aktiv waren, erforschte eindringlich die Arbeits- und Lebensverhältnisse von FabrikarbeiterInnen (vgl. Gabler 2008). Allen genannten ging es dabei um ein Verständnis der ArbeiterInnenklasse, das über die bestehende kapitalistische Gesellschaftsordnung hinausweist. Der italienische Operaismus (vgl. Birkner/Foltin 2010, Wright 2005) reflektierte schon in seiner Frühphase die mannigfaltigen Aspekte proletarischen Klassenhandelns. Der Begriff der „Klassenzusammensetzung“ diente dabei als methodisches Vehikel für ein nicht-monolithisches Verständnis von Klasse. Analog zu den vielen Facetten der Arbeitsteilung sollte er den Blick auf die Veränderungen sowohl des Kapitalismus als auch der Kämpfe in und gegen ihn schärfen. Der Postoperaismus, der die operaistische Tradition kritisch beerbt, analysiert ebenfalls die Zusammensetzung der „lebendigen Arbeit“, allerdings unter postfordistischen Vorzeichen.

In diesen aktuellen Debatten rücken die neuen Arbeitsformen ins Zentrum der Analyse. Das Ende des Fordismus, eingeleitet durch die sozialen Bewegungen von und nach 1968, führte zu einer deutlichen Veränderung der globalen gesellschaftlichen Arbeitsteilung und somit auch zu einer Neuzusammensetzung der ArbeiterInnenklasse. Vor allem in den metropolitanen Regionen kam es zu einer starken Ausdehnung des tertiären Sektors. Gemäß wandte sich die postoperaistische Analyse den – mehr oder weniger neuen – Formen der immateriellen, biopolitischen und der Care-Arbeit zu. Mit dieser Verschiebung wandelten sich die Kampfformen der ArbeiterInnen wie auch die Organisationsformen der gesellschaftlichen Linken. Nicht mehr die großen, sozialdemokratischen oder kommunistischen Parteien und Gewerkschaften, sondern vielfältige und dezentrale, oft temporäre Zusammenschlüsse, „neue soziale Bewegungen“ und entsprechende Bündnisse artikulierten nunmehr die Klassenzusammensetzung des Postfordismus. Wichtig ist diese Entwicklung nicht zuletzt deshalb, weil in ihr die Errungenschaften der vorangegangenen Kämpfe gleichsam mittransportiert werden, wenngleich unter den negativen Vorzeichen der „Konterrevolution“ des Neoliberalismus. Nur in der jeweils historisch spezifischen Form des Klassenwiderspruchs lassen sich auch die Tendenzen zu seiner befreienden Überwindung auffinden.

Durch die Vervielfältigung der sozialen Bewegungen und der in ihnen bearbeiteten Konflikte wurden auch die Widersprüche innerhalb der Bewegungen und Organisationen in einem größeren Ausmaß sichtbar. Die zuvor viel beschworene „Einheit der ArbeiterInnenklasse“ zeigte sich als ideologische Figur, die die vielfältigen hierarchisierenden Spaltungslinien innerhalb der Klasse mehr schlecht als recht kaschierte. Rassistische, (neo-)kolonialistische, sexistische und andere Widersprüche wurden zum unverzichtbaren Gegenstand der Auseinandersetzung. Diese Widersprüche wurden in der deutschsprachigen (radikalen) Linken unter anderem im bereits 1993 erschienenen Buch „Drei zu Eins“

(Strobl et al. 1993) geführt. Genau an diesem Punkt haken Debatten wie jene über Klassismus ein. Jedoch wurde, nicht zuletzt durch die rasche Akademisierung der Debatte, aus den notwendigen und vorwärtstreibenden Diskussionen rund um kollektive Handlungsfähigkeit und Emanzipation eine neue Spielwiese für die akademische Linke. Nicht mehr der Kampf gegen die Klassengesellschaft, sondern der Kampf gegen die „Respektlosigkeit“ (Weinbach 2014) gegenüber ArbeiterInnen bestimmt hier den Diskurs. Dem gegenüber möchte ich eine von Kämpfen ausgehende Klassentheorie propagieren. Dazu gilt es zunächst, zentrale Begriffe zu klären.

Arbeit, Arbeitskraft, ArbeiterInnenklasse

Wenn von Arbeit die Rede ist, wird diese oft in verkürzender Weise als „Lohnarbeit“ verstanden. Dagegen ist auf die Vielfalt und Breite von Nicht-Lohnarbeit zu verweisen, die genauso wichtig (wenn nicht sogar noch wichtiger) für die Reproduktion der Gesellschaft ist, und die, ebenso wie die Lohnarbeit, teilweise unbezahlt vom Kapital angeeignet wird. Doch während bei der Lohnarbeit diese Aneignung bei einem quantitativ bestimmbar Teil stattfindet³, bleibt der angeeignete Teil der unbezahlten Arbeit quantitativ unbestimmbar. Im Gesamtprozess der Kapitalakkumulation sind aber sowohl bezahlte als auch unbezahlte Arbeit notwendig, um das System am Laufen zu halten.

Aus einer kapitalismuskritischen Perspektive ist dazu anzumerken, dass viele der nicht entlohnten gesellschaftlich notwendigen Arbeiten sinnvoller und befriedigender sind als die meisten entlohnten. Wenn ich von Arbeit spreche, so meine ich also die Gesamtheit menschlicher Tätigkeiten, die notwendig sind, damit sich die Gesellschaft in ihrer Totalität reproduzieren kann. Sie stehen heute, das heißt im Zeitalter des postfordistischen Kapitalismus, einem Kapital gegenüber, das tendenziell alle Poren der Gesellschaft durchdringt und seinem Imperativ unterwirft. Diese Arbeit ist als *menschliche* Arbeit untrennbar verbunden mit den sie ausführenden Personen, den ArbeiterInnen.

Nach Marx ist die Arbeitskraft im Kapitalismus jene „besondere Ware“, die als einzige in der Lage ist, mehr Wert zu erschaffen als sie zu ihrer eigenen Reproduktion benötigt. Jener Mehrwert, der unbezahlt vom Kapitalisten/der Kapitalistin angeeignet wird, ist Mittel *und* Zweck der kapitalistischen Produktionsweise. So weit, so schlecht. Die Ware Arbeitskraft ist allerdings konstitutiv mit ihren TrägerInnen verbunden: LohnarbeiterInnen vermieten ihre Arbeitskraft an KapitalistInnen, Reproduktionsarbeit wird nach wie vor meist unbezahlt von Frauen geleistet. Oder aber diese „TrägerInnen“ sind – neuerdings immer öfter – formal selbstständige UnternehmerInnen, oft gar EigentümerInnen ihrer Produktionsmittel und lediglich durch die mehr oder weniger anonymen Kräfte des „freien Marktes“ gezwungen, ihre Ich-AG-Arbeitskraft zu vermarkten: Sprich den tatsächlichen KapitaleigentümerInnen beim Erzielen und bei der Steigerung des Profits tatkräftig unter die Arme zu greifen. Kurzum, Teil der ArbeiterInnenklasse ist, wer gezwungen ist, seine/ihre Arbeitskraft zum Zwecke der Sicherung der eigenen Reproduktion zu vermieten, zu verkaufen oder zu verschenken. Arbeit als Verausgabung von Herz, Muskel, Hirn und Gefühl ist notwendiges Mittel zu diesem Zweck. ArbeiterInnen sind also EigentümerInnen eines Vermögens bzw. einer Kraft, die einerseits Mehrwertproduktion und somit Ausbeutung überhaupt erst möglich macht, die aber andererseits – und das ist die Kehrseite der Medaille – nebst Tausch- auch Gebrauchswerte produziert. Letztere können die Form von Tretminen, Apple-Computern, Kokain oder Energydrinks annehmen, aber auch sinnvolle Produkte erzeugen, die wir selbst im schönsten Kommunismus nicht missen wollen – von

der Reproduktion der Ware Arbeitskraft selbst, die ja immer auch die „Reproduktion“, das heißt das Umsorgen, Lieben und Pflegen von Menschen bedeutet, ganz zu schweigen.

Und die ArbeiterInnen besitzen noch eine wunderbare Eigenschaft, die leider nicht manifest, sondern lediglich latent vorhanden ist: Sie sind in der Lage, sich zusammenzutun und anstatt Mehrwert für die KapitalistInnen gar nicht oder für die konkreten Bedürfnisse der Menschen zu produzieren. Oft wurde und wird diese Eigenschaft mit der Realisierung einer „wirklichen Bestimmung“ der ArbeiterInnen gleichgesetzt – und in der Vorstellung einer Diktatur des Proletariats oder ähnlichen identitären Figuren politisch-theoretisch zum Ausdruck gebracht. Hier aber soll es um eine Art dialektisches Gegenteil dieser überkommenen marxistisch-leninistischen Fantasien gehen, nämlich um die Selbstaufhebung der ArbeiterInnen als Klasse. Diese Selbstaufhebung ist die revolutionäre Transformation des Kapitalismus: Sie löst das ihm zugrunde liegende Verhältnis von Arbeit und Kapital ebenso auf wie die eigene Identität als ArbeiterIn, denn diese Kategorien machen nur in ihrer kapitalistischen Relation Sinn. Arbeit als gesellschaftlich notwendige Tätigkeit wird aber auch nach dem Kapitalismus zu leisten sein, und jede revolutionäre Theorie tut gut daran, sich mit ihrer Bestimmung und Verteilung auseinanderzusetzen.

Kapital

Viele Schwierigkeiten mit dem Kapital-Begriff entstehen aus seiner doppelten Bedeutung bzw. aus ihrer mangelhaften analytischen Differenzierung. Kapital bezeichnet nämlich sowohl das Gesamtverhältnis kapitalistischer Gesellschaften als auch dessen herrschenden Pol. Treffender wäre also vom Kapitalverhältnis und von der KapitalistInnenklasse zu sprechen. Ein klein wenig Wahrheit steckt allerdings schon in der Vermischung beider Aspekte: Wengleich auch die KapitalistInnen selbst den ehernen Gesetzen der Kapitalakkumulation unterworfen sind, so sind sie doch jene, die von dieser Unterworfenheit profitieren – nicht unbedingt als EinzelneR (der/die kann durchaus schon mal in Konkurs gehen), wohl aber als Mitglied ihrer Klasse. Und es sind auch beide, denen die ArbeiterInnen gegenüberstehen, wenn auch in unterschiedlicher Art und Weise: Während sich die KapitalistInnen als kollektives Subjekt tatsächlich auf der anderen Seite der Barrikade befinden, umfasst das Kapital als gesellschaftliches Verhältnis beide Pole, KapitalistInnen und ArbeiterInnen. In dieser Tatsache ist auch das überschießende Moment der gesellschaftlichen Arbeit begründet. In unserer postfordistischen Gegenwart tritt dieses Moment deutlicher hervor als im Fordismus: Immer mehr Arbeit kann autonom, das heißt ohne äußere Kontrolle und Anleitung durch „Vorgesetzte“ ausgeführt werden. Der enorme Grad der Vergesellschaftung von Arbeit, die durch die breitere und bessere Bildung der ArbeiterInnen erkämpfte „Massenintelligenz“ (Marx sprach vom „General Intellect“), bietet im Verbund mit der stark gestiegenen Produktivität der Arbeitskraft bessere Ausgangsbedingungen für die Befreiung der Arbeit vom Kapital – eben die emanzipatorische Auflösung ihres Widerspruchs. Das Kapital, im Fordismus noch unmittelbar präsent im Produktionsprozess, wird in diesem Prozess tendenziell überflüssig. Die Entwicklung der Produktivkraft der menschlichen Arbeit, das Wissen sowie die Kommunikations- und Koordinationsfähigkeiten der Arbeitenden ermöglichen in immer mehr Bereichen vom Kapital unabhängige Formen der Produktion. Da das Kapital allerdings auf die Einhegung dieser Vermögen und Formen angewiesen ist, agiert es zunehmend autoritär. Patente, Urheberrechte und andere Arten künstlicher – und oft gewaltförmiger – Einhegung gesellschaftlicher Produktion sind Anzeichen des Niedergangs der Kapitalmacht. Ob diesem Niedergang eine an den Be-

dürfnissen der Menschen orientierte ökonomische und soziale Ordnung folgen wird oder ein immer brutaler und autoritärer werdender Kampf um die verbleibenden Profite, wird sich wohl im Zuge kommender Auseinandersetzungen entscheiden. Das Kapital jedenfalls wird sich mit Sicherheit für die zweite Variante entscheiden ...

Determinismus?

Eine radikal-emanzipatorische Sicht besteht auf der notwendigen Verknüpfung unterschiedlicher gesellschaftlicher Widersprüche. Diese sind nicht beliebig austauschbar, sondern im Kapitalismus in erster *und* letzter Instanz durch die jeweilige Konfiguration der gesellschaftlichen Arbeitsteilung determiniert. Die Tatsache, nichts anderes als die eigene Arbeitskraft verkaufen (oder vielmehr: vermieten) zu können, ist eine hervorstechende soziale Realität, die die Möglichkeit gesellschaftlicher Befreiung zwangsläufig blockiert. Das bedeutet nicht, andere gesellschaftliche Hierarchisierungen und Widersprüche geringzuschätzen oder unterzuordnen, verlangt jedoch das kollektive Nachdenken über und das politische Bearbeiten der Verhältnisse der Widersprüche zueinander vor dem Hintergrund der Organisation der materiellen Reproduktion einer bestimmten Gesellschaftsformation.

Stuart Hall hat das berühmte Marx'sche Diktum von der Determinierung der Gesellschaft durch die Ökonomie „in letzter Instanz“ sehr pointiert infrage gestellt. Sie ist nicht die letzte Instanz, also jene, die wirksam wird, wenn andere soziale Instanzen nicht mehr greifen oder deren spezifische Widersprüche überwunden sind. Die Ökonomie – und damit der ihr inhärente zentrale Widerspruch zwischen Arbeit und Kapital – ist nach Hall (2004, 33) vielmehr die *erste* Instanz, jene, die überhaupt erst den historisch-gesellschaftlichen Rahmen für die Existenz und Dauer der anderen bildet. Das bedeutet, dass jede nicht-ökonomische Artikulation, jeder nicht-ökonomische Widerspruch zunächst *innerhalb* einer kapitalistischen Gesellschaft seinen Ort hat. Dies bedeutet aber keineswegs, dass andere Widerspruchs- und Artikulationsformen nebensächlich wären – bloß sind sie in einer kapitalistischen Gesellschaft notwendigerweise an die ökonomische und somit an die kapitalistische Form gebunden. Sie sind der Untergrund der Tatsache, dass – um ein geflügeltes Wort zu verwenden, das für gewöhnlich dem marxistischen Theoretiker Fredric Jameson zugeschrieben wird – wir uns eher das Ende der Welt vorstellen können als das Ende des Kapitalismus. Mit anderen Worten: Der Warencharakter der Arbeitskraft ist der unüberschreitbare Horizont des Kapitalismus. Solange er existiert, gibt es Ausbeutung – und solange wird es auch Klassismus geben, da die notwendige Reproduktion der Arbeitskraft als Ware nicht alleine durch Zwang hergestellt werden kann, sondern primär über die Teilungen der gesellschaftlichen Arbeit, die damit einhergehenden mannigfaltigen Spaltungslinien (auch innerhalb der ArbeiterInnenklasse) sowie der unterschiedlichen ideologischen Unterwerfungen der Arbeitenden unter das Kapitalverhältnis. Dagegen braucht es nach wie vor kollektiven Widerstand, denn die Befreiung der ArbeiterInnen kann nur das Werk der ArbeiterInnen selbst sein. Dass Klassismus-Seminare dabei behilflich sein können, wage ich zu bezweifeln.

Literatur

- Baron, Christian (2014): Klasse und Klassismus. Eine kritische Bestandsaufnahme; in: PROKLA, 44. Jg., Nr. 175, 225–236.
Bewernitz, Thorsten (2010): Klassismus oder Klassenkampf; in: grundrisse, Nr. 33, 58-60.

- Birkner, Martin/Robert Foltin (2010): (Post)Operaismus. Von der Arbeiterautonomie zur Multitude. Geschichte und Gegenwart, Theorie und Praxis, Stuttgart.
- Diettrich, Ben (1999): Klassenfragmentierung im Postfordismus, Münster.
- Gabler, Andrea (2008): Antizipierte Autonomie. Zur Theorie und Praxis der Gruppe „Socialisme ou Barbarie“ (1949–1967), Hannover.
- Hall, Stuart (2004): Ideologie und Ökonomie. Marxismus ohne Gewähr; in: Ders.: Ideologie Identität, Repräsentation. Ausgewählte Schriften 4, Hamburg, 8–33.
- Hardt, Michael/Antonio Negri (2000): Empire. Die neue Weltordnung, Frankfurt am Main.
- jour fixe initiative (2006): Klassen und Kämpfe, Münster.
- Kemper, Andreas/Heike Weinbach (2009): Klassismus. Eine Einführung, Münster.
- Lazzarato, Maurizio/Toni Negri/Paolo, Virno (Hg.) (1998): Umherschweifende Produzenten. Immaterielle Arbeit und Subversion, Berlin.
- Marazzi, Christian (1998): Der Stammplatz der Socken. Die linguistische Wende in der Ökonomie und ihre Auswirkungen auf die Politik, Zürich.
- Roth, Karl-Heinz (1976): Die „andere“ Arbeiterbewegung und die Entwicklung der kapitalistischen Repression von 1880 bis zur Gegenwart. Ein Beitrag zum Neuverständnis der Klassengeschichte in Deutschland, München.
- Roth, Karl-Heinz (1996): Die Wiederkehr der Proletariat. Dokumentation der Debatte, Köln.
- Strobl, Ingrid/Klaus Viehmann und GenossInnen/autonome l.u.p.u.s.-Gruppe (Hg.) (1993): Drei zu Eins. Klassenwiderspruch, Rassismus und Sexismus, Berlin/Amsterdam.
- Thien, Hans-Günter (Hg.) (2011): Klassen im Postfordismus, Münster.
- Thompson, Edward P. (1987): Die Entstehung der englischen Arbeiterklasse, Frankfurt am Main.
- Tronti, Mario (1974): Arbeiter und Kapital, Frankfurt am Main.
- Weinbach, Heike (2014): Kultur der Respektlosigkeit, in: an.schläge. Das feministische Magazin, Nr. 10, online unter: <http://anschlaege.at/feminismus/2014/10/kultur-der-respektlosigkeit> (26.10.2015).
- Wright, Steve (2005): Den Himmel stürmen. Eine Theoriegeschichte des Operaismus, Berlin/Hamburg.

Anmerkungen

- 1 Der vorliegende Essay basiert teilweise auf (überarbeiteten) Elementen der Kapitel „Unsystematische Anmerkungen zur Methode“ sowie „Klassenkämpfe als Motor gesellschaftlicher Veränderung“ meines Buches „Lob des Kommunismus 2.0“ (mandelbaum *kritik & utopie* 2014).
- 2 Totalität meint hier eine systemische Form, die den Kapitalismus zwar als Verhältnis von Verhältnissen begreift, ihn aber dennoch begrifflich als *Einheit* dieser mannigfaltigen Beziehungen versteht. Im Gegensatz zu vielen „postmodernen“ Theorien ist in einem kritischen Verständnis von Kapitalismus als Totalität die Perspektive einer revolutionären Überwindung dieser Totalität als „große Erzählung“ mitangelegt und durchaus intendiert. Diese Aspekte werden am Ende dieses Beitrags – im Rahmen der Behandlung des *Determinismus* – wieder aufgenommen.
- 3 Quantifizierbar ist dieser Anteil im Rahmen der Marx'schen Wert- bzw. Ausbeutungstheorie, er ist freilich nicht empirisch messbar.